Was eine schöne Frau kostet.

Von A. von Berczik.

Eines schönen Tages erblickte ich auf dem Straßenpflaster ein Paar lächerlich kleine Füßchen. Ich halte mich für einen geborenen Aesthetiker; sintemal aber in einem solchen Füßchenpaare mehr Aesthetik steckt, als in Gott weiß wie viel hochgelahrten Folianten, und mir die ästhetische Forschung nur in der lebendigen Praxis Vergnügen macht, blieb mir nichts anderes übrig, als dem Foliantenpaare — will sagen: den beiden Füßchen unverweilt nachzustürmen.

Sie hüpften und schwebten verteufelt rasch dahin. Ich ebenso rasch hinterdrein. Da hockt mir eine Töpferfrau im Wege, ich renne sie über den Geschirrhaufen und dabei geht ein Teil ihrer gebrechlichen Ware in Scherben. Sie ist wütend und erhebt ein Zetergeschrei. Schon macht sie Miene, auf mich loszustürzen, da werfe ich ihr im Weitergehen eine Banknote zu. Ich glaube, es war ein Zehner. Sagen wir also: zehn Gulden.

Das Pflaster half. Meine Verfolgerin besänftigte sich, und ich konnte die Verfolgung fortsetzen. Besorgt blickte ich nach meinen Füßchen — nämlich nach ihren Füßchen (worunter wieder selbstverständlich nicht etwa die der Töpferfrau zu verstehen sind). Endlich! Da sind sie wieder! Im selben Augenblick wendet die Besitzerin der Füßchen das Köpfchen und erblickt mich. Sie schwebt gegen den Mietwagenstandplatz; die Füßchen steigen bald darauf in ein Coupé. Ich tue das Gleiche. Sie fährt weg. Ich ihr nach.

Diese Vergnügungsfahrt kostet, samt kavaliermäßiger Aufzahlung für das beschleunigte Tempo, fünf Gulden.

Denn es hieß sehr rasch zu fahren. Unsere Kutscher fuhren um die Wette. Sie läßt vor einem eleganten Kaufladen halten, ich desgleichen. Sie steigt aus und tritt ein. Brauche ich zu sagen, daß ich ihr auch das getreu nachmache? Wir taten alles fast zugleich.

Drinnen im Geschäfte blickt sie mich überrascht an und mißt mich dann vom Scheitel bis zur Fußsohle mit einem prüfenden Blicke. Da ward ich um die Erfahrung reicher, daß ihr Antlitz an Schönheit die Füße, ihr Auge aber das Antlitz und ihr Wuchs selbst dieses noch übertraf.

Der Ladenbesitzer sieht mich forschend an und fragt: „Womit kann ich dienen?"

Da ertönt es neben mir wie Silberglöckchenton: „Zeigen Sie mir, bitte, Ihre Seidenstoffe!"

Der Klang dieser überredischen Stimme elektrisiert mich förmlich. In der Weihnacht mögen so die Engel singen.

Ich singe natürlich ebenfalls: „Zeigen Sie mir Ihre Seidenstoffe!"

„Welche Farbe?"

Ihr Haar, ihr Auge ist schwarz. Also: „Schwarz!"

Da blickte mich die holde Unbekannte wieder an. Und es flog etwas über ihr Antlitz. Was es war und weshalb es darüber flog, weiß ich nicht. Ich zerbrach mir auch nicht viel den Kopf; war ich doch viel zu sehr in den Anblick der Feenerscheinung vertieft, die da in den Seidenstoffen wühlte.

Der Ladenbesitzer — ja der grauenhafte Ladenbesitzer! Wie er mich mit seinen Fragen quält! Will er mich denn verhören? Er gebe mir, was und wie viel er will, packe es ein, überreiche mir die Rechnung, hauptsächlich aber lasse er mich ungestört weiter schauen und weiter bewundern — meine feilschende Göttin. Verstehen Sie denn noch immer nicht, Herr Ladenbesitzer, weshalb ich hierher kam? Was gehen mich Ihre Stoffe, deren Ausmaße und Preise an? Mein Besuch gilt ja nur ihr, ihren Füßchen, ihrem Köpfchen, ihrem Wuchse!...

Endlich war mein Einkauf beendet. Sie aber entfernt sich nicht. Sie feilscht noch immer. Und dieses Ungeheuer von Ladenbesitzer kniet noch immer nicht nieder vor dieser Himmelsgestalt und ruft ihr noch immer nicht zu, was doch so natürlich wäre: „Mein ganzes Geschäft lege ich Ihnen unentgeltlich zu Füßen, nur gestatten Sie mir, daß ich Sie liebe!" Anstatt lächelt er bloß und läßt nicht einen Heller nach. Dann bemüht sich die gemütlichste Kramerseele auf die eingesetzten Preise und nimmt schließlich den verlangten Betrag willig in Empfang.

Ich dieser furchtbar peinlichen Szene bis zum Schluß beiwohnen, blieb mir nichts anderes übrig, als wieder verschiedene Stoffe zu kaufen. Ein netter Zeitvertreib! Meine Pakete wuchsen ins unendliche, und als man sie endlich in meinen Mietwagen hinaustrug, umspielte die Lippen der schönen Frau ein sonderbares Lächeln.

Meine Rechnung im Laden betrug 200 Gulden und 52 Kreuzer.

Wir bestiegen unsere Kutschen und fuhren weiter. Plötzlich bleibt mein Wagen stehen. Was ist geschehen? Wir haben bloß das Schoßmöpschen einer alten Frau überfahren. Das Hundeweib schlägt darob einen solchen Lärm, daß der Kutscher halten muß. Sie verflucht ihn samt den Pferden und verlangt sühnendes Blutgeld für das Leben des unschuldig Gemordeten. Das Volk läuft zusammen. Erschreckt blicke ich zum Fenster hinaus. Der Wagen der schönen Frau ist schon fast verschwunden. Ich darf ihn aber nicht aus den Augen verlieren. Nein, nimmermehr!

Eine Idee! Ich greife in die Tasche und werfe der Mopsfrau eine Handvoll Gulden, Kronen und Zwanziger zu. Das Volk rauft sich darum, ich brülle meinem Kutscher zu: „Weiterfahren!" und entkomme in der allgemeinen Verwirrung, ohne weiter Schaden zu nehmen.

Wie viel ich zum Fenster hinauswarf? Ich mochte an Kleingeld acht Gulden bei mir haben.

So erreichten wir wieder glücklich das Gefährte meiner Fee. Sie läßt vor einem Hause halten, steigt aus und tritt zum Tore hinein. Wir bleiben ebenfalls stehen, und ich beginne zu warten. Es vergeht eine Viertelstunde, eine halbe Stunde, es vergehen allmählich drei ganze Stunden. Sie kommt nicht wieder, und auch um ihr Gepäck kommt niemand. Sie ist daher offenbar zu Besuch hier im Hause. Und während sie sich gut amüsiert, langweile ich mich schauderhaft und friere dazu wie ein Kongoneger in Sibirien; denn es war Winterszeit. Vor der Kälte, dem Winde und der Langweile flüchtete ich schließlich in den Zuckerbäckerladen, der dem Tore jenes glücklichen Hauses gegenüber sich befindet.

Die Ladenfräuleins haben den Pakethausen in meiner Droschke bemerkt, und ich ergreife die Gelegenheit, den ganzen Kram mit einem Male loszuwerden. Ich mache alles, was ich eingekauft, den Damen zum Geschenke. Die eine eilt sofort hinaus und bepackt sich mit den Modeartikeln, da tritt — o Schicksal! — die schöne Frau zum Tore heraus.

Unsere Blicke begegnen sich. Aus den ihrigen glaube ich Spott und Verachtung zu lesen.

Tags darauf erfolgte eine sehr überraschende Wendung. Es stellte sich heraus, daß mein Diener dem Stubenmädchen meiner schönen Unbekannten den Hof macht. Er konnte mir über sie die genauesten Auskünfte erteilen.

Die schöne Frau heißt von Szanfalvay. Stand: Witwe. Für das Wort „Witwe" allein erhielt mein Diener eine besondere Belohnung von zehn Gulden. Außerdem erhöhte ich seinen Lohn um monatlich fünf Gulden. Macht im Jahr sechzig Gulden. Dem Stubenmädchen — Juczi heißt sie — zehn Gulden „Vorschuß".

Auch über den Bekanntenkreis der schönen Frau erhielt ich bald prompte Informationen. Ich wollte mich im Hause eines gemeinsamen Bekannten einführen lassen. Es vergingen aber zwei Wochen, ehe dieser mein Wunsch in Erfüllung ging. Während dieser Zeit verausgabte ich, bloß um meinen Schmerz zu vergessen, wenigstens um zweihundert Gulden mehr als gewöhnlich.

Mein Zustand begann mich zu ärgern. Meine Geduld war zu Ende. Jancsi, die treue Dienerseele, bemerkte das.

„Gnädiger Herr scheinen sich's arg zu Herzen zu nehmen, daß die Bekanntschaft mit der schönen Gnädigen nicht zustande kommen will. Was geben mir der gnädige Herr, wenn ich's möglich mache, daß sie den gnädigen Herrn bei sich empfängt?"

„Höre, Jancsi, auch die Frechheit hat ihre Grenzen! Die allzu vertraulichen Bedienten pflege ich einfach davonzujagen!"

„Ich rede nicht aus zu großer Vertraulichkeit, sondern aus Mitleid! Der gnädige Herr werden ja von Tag zu Tag magerer. Jeden Augenblick muß ich ein Kleidungsstück zum Schneider tragen, damit er's enger macht."

Der Diener sprach im Tone tiefer, aufrichtiger Teilnahme.

Wie, wenn dieser naseweise Kerl tatsächlich einen Rat weiß?

„Na, Jancsi, an dem Tage, als mich die gnädige Frau zu sich läßt, erhältst du von mir einen Hunderteguldenschein!"

Drei Tage später übergibt mir Jancsi ein Briefchen.

„Geehrter Herr! Es soll mich freuen, heute um zwölfeinhalb Uhr mittags Ihren Besuch zu empfangen.

Witwe von Szanfalvay."

Jauchzend sprang ich von meinem Lehnstuhl auf und fiel Jancsi fast um den Hals. Dieser Kerl ist ja ein wahrer Tausendkünstler!

„Wie hast du das angefangen?"

„Das ist meine Diskretionssache! Der gnädige Herr haben nichts zu tun, als pünktlich zu erscheinen."

In meiner Freude schenkte ich dem Jancsi 100 Gulden.

Beim Ankleiden bemerkte Jancsi, er habe mich nie vorher so aufgeregt gesehen. Ich glaubte es ihm aufs Wort!

Endlich war ich zum Gehen bereit. Schlag halb eins erklang die elektrische Klingel an der Wohnungstür der Frau von Szanfalvay.

Juczi öffnete. Sie schien erregt und empfing mich mit lebhafter Freude.

„Bitte nur einzutreten, die Gnädige erwartet Sie!"

Belohnung: zehn Gulden.

Kaum hatte ich mich im Empfangssalon ein wenig umgesehen, trat sie ein — der Engel — die Göttin!

Ich wollte ihr sofort zu Füßen fallen, hielt aber vorläufig doch lieber an mich.

„Entschuldigen Sie, meine Gnädige, daß —"

Lächelnd unterbricht sie mich. Es freue sie, daß ich selbst den ersten Schritt getan, sonst hätte sie ihn tun müssen.

Himmel! Was höre ich da? Wär's möglich?!

„Die Angelegenheit interessiert uns ja beide — sie ist unser gemeinsames Interesse —"

Die „Angelegenheit!" — Sie nennt das eine Angelegenheit! —

„Gnädige Frau kennen also die Angelegenheit?" stammelte ich.

„Wie sollte ich nicht! — Jancsi erzählte es der Juczi, Juczi sagte es mir —"

„Und gnädige Frau haben nichts dagegen einzuwenden?"

„Wer wollte der wahren Liebe Hindernisse bereiten? — Ich willige in die Heirat!"

Wenig fehlte und ich wäre vom Sessel gefallen.

„In die — Heirat!"

„Nun ja, hier meine Hand darauf!"

Und sie reichte mir wirklich ihr weiches Händchen, worauf ich nicht mehr umhin konnte, vor ihr in die Knie zu sinken.

„Dank! Tausend Dank!"

Erschreckt trat jetzt die Schöne einen Schritt zurück.

„Was ist Ihnen? Sprechen Sie!"

„Dank! Dank!"

„Wofür danken Sie? Ich verstehe Sie nicht!"

„Daß Sie mir Ihre Hand reichen und in unsere Heirat willigen —"

„In unsere Heirat? Von uns ist ja gar nicht die Rede!"

„Von wem also?"

„Von Jancsi und Juczi! Von Ihren Günstlingen. Sie wollen heiraten, und Juczi, die eine Waise ist, sagte mir, als ihrer Taufpatin, Sie würden für Jancsi um ihre Hand anhalten!"

„Und deshalb, nur deshalb haben Sie mich empfangen?"

„Selbstverständlich! Ich bedauere, Sie nicht öfter bei mir sehen zu können, denn nächste Woche heirate auch ich und ziehe nach der Provinz —"

* * *

Wer hat mich da wohl zum besten gehabt? Jancsi oder die schöne Frau? Oder gar alle beide?

Gekostet hat mich dieses Abenteuer alles in allem — ach! das möge ein anderer ausrechnen!

In der Rolle des alten Ehemannes.

„Also, Martin," sagte die junge Frau, „ich möchte dich nachdrücklich darauf aufmerksam machen, daß ich nicht für eine verheiratete Frau gehalten werden will. „Ich werde genau so handeln, als ob ich eine alte Ehefrau wäre. Halte mich also nicht für kalt und lieblos, wenn ich mich ganz praktisch benehme, wenn jemand dabei ist." — „Ich glaube nicht, daß ich für einen alten Ehemann durchgehen kann," entgegnete Martin. „Ich habe dich so lieb, daß es sicher zu bemerken sein wird. Ich werde mich gewiß verraten." — „Nein, das darfst du nicht. Die Sache ist leicht genug. Und ich bestehe darauf, daß du dich genau wie alle alten Ehemänner benimmst. Verstehst du?" — „Nun, Schatz, ich werde es versuchen, aber ich weiß, es wird mir nicht gelingen."

Am ersten Abend nach ihrer Ankunft im Gasthof zog sich die junge Frau zurück, und der junge Ehemann beteiligte sich an einem Dauerskat, der bis vier Uhr morgens währte. Seine Frau verbrachte die langen Stunden mit Weinen. Schließlich erschien er und trat seiner bekümmerten Gattin mit der fröhlichen Frage entgegen: „Nun, spiele ich den alten Ehemann nicht vorzüglich?" — Sie kam nie auf den Gegenstand zurück, und von der Zeit an wußte jeder, daß sie ein jung verheiratetes Pärchen waren.

Jedenfalls billiger.

Die Kaiserin Katharina wollte die berühmte Gabrielli für zwei Monate an ihren Hof ziehen. Die Sängerin verlangte dafür 5000 Dukaten.

„Aber, wo denken Sie hin?" rief die Kaiserin ganz entsetzt aus. „Ich bezahle nicht einen einzigen meiner Feldmarschälle so hoch."

„Dann brauchen Ihre Majestät ja nur die Feldmarschälle singen zu lassen", antwortete gelassen die Sängerin.

Wir könnten oft aus Erfahrung sprechen, wenn wir nicht lieber aus Erfahrung schwiegen.

Siebenschläfer.

Skizze von Hugo Sternber.

Der Schlaf ist bekanntlich für den Menschen von der größten Wichtigkeit. Er beruhigt das Nervensystem und sorgt für die Erhaltung und Belebung der körperlichen Kräfte. Er hemmt den schnellen Flug unserer Gedanken, Wünsche und Entschließungen und legt diesen zu unserem Besten Fesseln an. Er entreißt den Menschen oft dem tiefsten Schmerze, er verwischt die unangenehmen Gemütsstimmungen, sagt ein Gelehrter und erschließt uns, meinen wir, das Reich der Träume, in dem wir häufig alles finden, was uns die rauhe Wirklichkeit versagt. Daher liebt alles, was da lebt, den Schlaf, und die Menschheit ist nicht so sehr geneigt, in ihm den Bruder des Todes, sondern vielmehr, wie Sancho Pansa, der Leibknappe des unsterblichen Don Quixote, eine schöne Erfindung zu erblicken.

Und wahrhaftig, man muß dies gelten lassen, so lange der Schlaf, „die süße Erholung der erschöpften Natur", nicht allzu tief oder fest ist und eine gewisse Zeitdauer nicht überschreitet und uns nicht zur Unzeit übermannt, denn geschieht dies, oder schläft jemand länger als notwendig ist, „bis in den hellen Tag hinein", pflegt man ihn ohneweiteres einen Siebenschläfer zu nennen.

Diese Bezeichnung verschlafener Menschen ist uralt und hat, wie alles auf Erden, auch ihre Geschichte. Am 27. Juli 446 n. Chr. stießen nämlich einige auf dem Berge Kalion nächst Ephesus in Griechenland beschäftigte Arbeiter auf in den Felsen eingefügtes Mauerwerk und als sie dieses beseitigt hatten, entdeckten sie eine Höhle, in welcher sich sieben Jünglinge befanden. Dieselben schienen gerade aus dem Schlafe erwacht zu sein, denn sie rieben sich die Augen und waren nicht sehr geneigt, Rede und Antwort zu geben. Endlich aber erfuhr man doch von ihnen, daß sie zur Zeit der argen Christenverfolgung unter dem römischen Kaiser Decius (gest. 252 n. Chr.) in die Höhle geflüchtet und in dieselbe von ihren Feinden eingemauert worden waren, um des Hungertodes zu sterben. Sie litten denn auch Anfangs große Qualen, dann aber wurden sie vom Schlafe übermannt und glaubten nun, man habe sie geweckt, um sie zu martern. Allein dies konnte nicht geschehen; Kaiser Decius war ja schon seit 195 Jahren tot und eben so lange hatten die Jünglinge geschlafen.

Fürs erste wollte niemand daran glauben und auch in der Folge wurde die Erzählung der sieben Schläfer, welche übrigens nur noch bis 4. August, also 9 Tage gelebt haben sollen, nur selten für bare Münze genommen. Allein Tatsache ist und bleibt, daß seither jeder, der lange schläft, gemeiniglich „Siebenschläfer" heißt. Wir sagen gemeiniglich, denn häufig werden solche Leute Schlafhauben oder Schlafmützen, schläfrige Gesellen usw. genannt und sind im Gegensatze zu den normal schlafenden, „aufgeweckten" Menschen besonders dann ein Gegenstand des Spottes, wenn sie sich dem Schlafe an Orten überlassen, wo dies nicht gestattet, oder unschicklich ist.

Solch ein Ort ist vor allem unstreitig die Kirche und doch pflegt daselbst so manches Schläfchen gemacht zu werden. Und dies nicht etwa erst in der neuen, angeblich materialistischen Zeit, sondern seit jeher. So wissen wir, daß die Ungehörigkeit, während des Gottesdienstes zu schlafen, unter Jakob I. von England wiederholt gerügt und sogar durch ein königliches Dekret ausdrücklich verboten wurde, in den Kirchen zu schlafen. Allein siehe da, einmal schlummerte der König selbst während einer Predigt ein und seinem Beispiele folgte die gesamte Hofgesellschaft. Zumal ein Graf Dudley hatte sichs in seinem Stuhle so bequem gemacht, als ob er zu Hause im Bette läge. Der Kaplan war darob mit Recht aufgebracht und rief, sich in seiner Rede unterbrechend, plötzlich: „Graf Dudley!" Erschreckt fuhr der Angerufene aus dem Schlafe empor und sah den Prediger fragend an. „Graf Dudley", fuhr dieser sehr laut aber ruhig fort, „schnarchen Sie nicht gar zu sehr, daß Seine Majestät der König nicht aufwacht!" Auch in Dänemark gabs jeher viele Kirchenschläfer und was man auch gegen diese Unsitte tat, es blieb ohne nennenswerten Erfolg. Schließlich verfiel König Christian VIII. auf eine höchst originelle Idee zur Beseitigung der Siebenschläferei. Er erließ nämlich am 17. Mai 1846 nachstehendes Dekret: „Nachdem wir wissen, daß das Schlafen in den Kirchen allzu sehr überhand nimmt, verordnen wir allergnädigst, daß in jeder Gemeinde einige Männer angestellt werden, welche in der Kirche umhergehen und mit einer langen Klatsche die Leute auf den Kopf schlagen sollen, welche schlafen, um auf diese Weise die Kirchenbesucher wach zu erhalten," was denn auch richtig geschah, aber das Aergernis so bedeutend erhöhte, daß sich die Geistlichkeit die Aufhebung des betreffenden Dekretes, das zuerst im Sprengel des Stiftes Aarhuus praktiziert wurde, eifrigst angelegen sein ließ.

Und dies mit Fug und Recht, denn so drastische Mittel gegen das unzeitige Schlafen werden selbst in Rußland nicht angewendet. Dort weckt man nämlich diejenigen, die in der Kirche schlafen, einfach auf und führt sie dem Polizeirichter vor, der sie dann wegen öffentlichen Aergernisses bestraft.

Das unzeitige Schlafen hat überhaupt schon vielen Menschen große Unannehmlichkeiten bereitet. Man denke nur an die zahllosen Reisenden, die den Zug oder das Aussteigen in „ihrer" Station versäumten, an die Beamten, die wegen gewohnheitsmäßigen Zuspätkommens im Bureau — Grund: Siebenschläferei — gemaßregelt und an die Soldaten, die wegen Schlafens auf Wache schwer bestraft werden. Denn dem verschlafenen Menschen haftet in der Regel das Odium der Faulheit und mangelnden Pflichtgefühles an. Den Mangel dieses mußte sich selbst der Marquis von Salisbury im englischen Oberhause gefallen lassen, nachdem er einige male während der Sitzung eingeschlafen war. Freilich machte er sich nicht viel daraus, wohl weil im englischen Parlamente überhaupt sehr viel geschlafen wird, was allerdings daher kommt, daß es häufig während der Nacht „tagt". Vor Jahren galt Lord North als einer der hartnäckigsten Schläfer dieser Körperschaft. Als er eines Tages erfuhr, daß der Oberst Barre über den Zustand der englischen Marine sprechen werde, sagte er zu einem Freunde: „Da steht uns eine nette Langweile bevor. Ich bin sicher, daß er „nur" eine Geschichte des englischen Seewesens vom Anfange an erzählt und wobei Francis Drake und die Armada nicht vergessen wird. Lassen Sie mich ruhig schlummern, bis er bei unserer Epoche angelangt". Der Kollege tat ihm den Gefallen. „Wo sind wir?" fragte North lebhaft beim Erwachen. Der andere nannte eine große Schlacht. „O mein Lieber", rief der Lord, „Sie haben mich um ein Jahrhundert zu früh aufgeweckt!" Ein Gegner nannte North gelegentlich sogar „einen Staatsmann, der imstande sei zu schlafen, während er das Land ruiniere", worauf der edle Lord erbiderte, da er die Reden seiner Feinde über sich ergehen lassen müsse, wäre es grausam, ihm zu verweigern, was man doch selbst Verbrechern gewähre: eine ruhige Nacht vor der Hinrichtung.

6—8 Stunden ist die kürzeste, resp. längste Dauer der Schlafenszeit, deren ein gesunder Erwachsener bedarf. Braucht er mehr, dann ist er eben ein Siebenschläfer und man pflegt von ihm spottend zu sagen, er habe einen gesunden, wohl auch einen gesegneten Schlaf. Solch ein gesunder oder gesegneter Schlaf nun grenzt namentlich seiner Festigkeit wegen mitunter ans Unglaubliche. Es ist kein Märchen, sondern die reine, schon oft bewiesene Wahrheit, daß man solch einen gesunden Schläfer wegtragen kann, ohne daß er erwachen würde, oder daß ihn selbst Kanonendonner nicht zu erwecken vermag.

Ein Berliner Schlächtergeselle hat übrigens noch Höheres geleistet. Nach Feierabend aus dem Fenster hinausblickend, schlief er ein, fiel — eine Treppe hoch — auf das Straßenpflaster, verletzte sich nicht unerheblich, erwachte aber dessen ungeachtet nicht, sondern mußte von den Aerzten, die ihn verbinden wollten, geweckt werden. Auch der Uckermärker, der einst von Prenzlau nach Hause fuhr, fiel im Schlafe, dem er sich im Postwagen als einziger Passagier mit Wonne hingab, durch irgend einen bösen Zufall aus der Kutsche auf die Chaussee und schlummerte daselbst, ohne durch den Sturz erweckt worden zu sein, solange weiter, bis ihn der „Schwager" (Pollillon) auf die Beine brachte. Zum Glücke war dieser gesunde Schläfer unverletzt. Einen 16jährigen, in der Sägemühle bei Gernsbach in Baden beschäftigten Burschen aber brachte sein gesunder Schlaf an den Rand des Grabes. Er hatte sich nämlich auf einen per zum Zersägen bestimmten Baumstämme gelegt und war auf diesem harten Lager bald so fest eingeschlafen, daß ihn selbst das schnarrende Geräusch des Sägewerkes, das den Baumstamm langsam anzog, nicht erweckte. Erst als die Säge ihn zu bearbeiten anfing, sprang er auf, hatte aber bereits eine schwere Verletzung erlitten.

Noch wären viele ähnliche Beispiele gesunden Schlafes anzuführen, allein wenden wir uns nun dem Gegenteile, dem ungesunden Schlafe von langer Dauer und mitunter totenähnlicher Festigkeit zu. Derselbe wird bekanntlich Schlafsucht genannt und vermag sein Opfer selbst auf Jahre hinaus festzuhalten. Allerdings glaubt niemand daran, was Diogenes Laertius erzählt, nämlich daß Epemenides aus Kreta in einer Höhle 57 Jahre lang ununterbrochen geschlafen habe, allein in dem Dorfe Stramkow bei Bremen ist im Jahre 1886 ein Mädchen in einen schlafähnlichen Zustand verfallen, aus welchem es erst nach einem Jahre wieder erwachte. Während dieser Zeit hatte die Schwester des jungen Mädchens geheiratet, und die soeben Erwachte hatte nichts Eiligeres zu tun, als an die Schwester eine Gratulation zu schreiben und ihr das Erwachen mitzuteilen. Nach drei Tagen verfiel das Mädchen wieder in Schlaf und schlief seitdem bis 1890, ohne eine einzige Stunde Unterbrechung. Sie lag im Bett mit vollem, rundem Gesicht, leicht rot angehauchten Wangen, kirschroten Lippen und hatte ein vollkommen gesundes und normales Aussehen. Ihre Nahrung erhielt die Schlafende zu ganz bestimmten Zeiten, geschah dies nicht, so gähnte sie. War die Mutter der Ansicht, daß sie genug gegeben habe, wollte die Kranke aber noch essen, so fing sie ebenfalls an zu gähnen. Erhielt sie eine Speise die ihr nicht behagte, so biß sie die Zähne zusammen und es kostete der Mutter viel Mühe, ihr Nahrung einzuführen. Gegen Licht und Sonnenschein war die Kranke sehr empfindlich.

Was aus dieser Siebenschläferin schließlich geworden, wissen wir leider nicht, dagegen aber ist uns bekannt, daß Frl. Bridget Pendergast, eine Insassin der Staatsirrenheilanstalt in Indianopolis, nach mehr als 1½jährigem Schlafe, aus dem sie von den Aerzten nicht erweckt werden konnte, verstorben ist.

Mitunter gehen der Schlafsucht Erkrankungen voraus und andererseits folgen ihr solche wieder. Eine Pariser Köchin namens Melanie z. B. hatte überaus heftigen Kopfschmerz, bevor sie in den siebentägigen Schlaf verfiel, aus welchem sie nicht mehr erwachen sollte und eine Madame Eudoxia Helonin, deren zwölftägigen Schlaf man im Pariser Krankenhause Salpetriere beobachtete, war bereits 24 Jahre gelähmt, bevor sich Katalepsie einstellte. Die Tochter des Farmers Johann Dischner im Staate Nebraska hingegen schlief ohne vorheriges Unwohlsein plötzlich ein, um erst nach 70 Tagen teilweise gelähmt zu erwachen. Gesund ging ferner in London auch ein gewisser Chouffat zu Bette und blieb, dem Zeugnisse mehrerer Aertze gemäß, 16 Tage regungslos liegen. Als er wieder erwachte, war er nicht nur auf einer Seite gelähmt, sondern auch des Geschmacks- und Geruchssinns, sowie der Sprache beraubt.

Indes verloren sich in diesem und jenem Falle die erwähnten Folgeübel mit der Zeit. Der neueste Siebenschläfer, der jüngst aus einem nahe fünfmonatlichen Schlummer gelähmt erwachte Bergmann Johann Latus aus Myslowitz in Schlesien aber ist nicht wieder genesen, sondern einige Tage nach dem Erwachen gestorben. Bei der Sektion haben sich Ablagerungen im Rückenmark vorgefunden. Und diese waren es, welche von den Aerzten als Ursache des starrkrampfähnlichen Schlafes jenes Mannes bezeichnet wurden.

Herausgeholfen.

Döring spielte eines Abends den Falstaff.

Der Prinz hatte den Percy so herzhaft auf den Helm gehauen, daß das Visier herunterfiel, und der Schauspieler eine nicht unbedeutende Verletzung erlitt: er mußte von der Bühne getragen werden.

Nunmehr sollte Falstaff den Leichnam fassen und sagen:

„Da habt ihr den Percy!"

Der Percy, beziehungsweise dessen verletzter Darsteller war bereits hinter den Kulissen in ärztlicher Behandlung. Was tun? Lange besinnen konnte sich Döring auch nicht.

Vor ihm lag noch Percys Schwert auf den Brettern. Diese Entdeckung gab ihm einen guten Gedanken ein.

Er ergriff das Schwert und rief den Kommenden zu:

„Da habt ihr Percys Schwert, das ist so gut, als wenn ihr ihn selbst hättet!"

Allerdings brach ob dieser Geistesgegenwart das Publikum in ein so stürmisches Gelächter aus, daß der Zwischenfall doch nicht ganz ohne Störung verlief.

Vom großen Devrient.

Eine der zugkräftigsten Rollen Devrients war der Franz Moor.

Der große Schauspieler nahm es sehr ernst mit seinem Spiel. So blieb er einmal bei einer Rolle, in der er zu sterben hatte, trotzdem das Publikum sich die Hände wund klatschte, mit geschlossenen Augen liegen und sagte endlich zu den Schauspielern, die ihm mitteilten, er werde vom Publikum gerufen: „Ich dachte, ich sei wirklich gestorben."

Jedenfalls posierte er aber nicht mit dieser hohen Auffassung seines Berufes. Denn als er einmal nach der Vorstellung der „Räuber" gerufen wurde, bedankte er sich, als ihm der Beifallssturm erlaubte, sich vernehmbar zu machen, mit den Worten:

„Vorhin drückte ich aus, was ich nicht fühlte. Jetzt fühle ich, was ich nicht ausdrücken kann.

— Kaltblütig. Fremder: „Kann ich den Herrn Professor sprechen?"

Diener eines Chemikers (als in diesem Moment ein furchtbarer Knall erfolgt): „Ich glaub' nicht — der Herr Professor fliegt g'rad' in d' Luft!"

Badeleben vergangener Zeitalter.

Die Entwicklung des Reise- und Badelebens schildert Adolf von Muralt. Das gesamte mittelalterliche Badewesen hatte lange bei äußerst bescheidenen Einrichtungen beharrt, und erst die Renaissancezeit brachte, wie in so vielem, den Aufschwung. Die sog. Badefahrten nach den „Gesundbrunnen" oder „Sauerbrunnen" und den „Wildbädern" kamen nun immer stärker in Aufnahme. Mancher Badeort wurde bald ein neues Baja, wo Ueppigkeit, Sinnenlust und Völlerei ihre Altäre hatten.

Einen tiefen Einblick in dieses Treiben läßt die Schilderung des Italieners Poggio vom Badeleben in Aargau aus dem Jahre 1470 tun. „In den zahlreichen Herbergen kommen Krieger, Staatsmänner, Kaufleute und Handwerker von weit her zusammen. In der Morgenstunde waren die Bäder am belebtesten. Beide Geschlechter, badeten gemeinschaftlich. Wer nicht badete, machte im Bade Besuche und unterhielt sich von den Galerien mit den Badenden, die bei schwimmenden Tischen aßen oder spielten. Zu Mittag wurde der Tafel fleißig zugesprochen. Der Becher ging so lange in der Runde, bis Pauken und Pfeifen zum Tanze riefen."

Wie wichtig für viele Frauen die alljährliche standesgemäße „Badefahrt" war, beweist die Tatsache, daß die Frankfurterinnen noch im 18. Jahrhundert sich den alljährlichen Besuch von Langenschwalbach im Ehekontrakt verbürgen ließen. Dabei war im allgemeinen das Badeleben, in jener Zeit in Deutschland stark zurückgegangen. Besonders wurde das offene Bad immer mehr verpönt; noch Goethe nannte dieses eine „Verrücktheit der Enthusiasten für den Naturzustand". Erst im Jahre 1793 wurde in Doberan das erste deutsche Seebad nach englischem Vorbilde gegründet, das seitdem eine so große Nachfolge gefunden hat.

Eine Einrichtung von so allgemeiner Bedeutung, wie wir sie heute haben, konnten die Bäder erst werden, als mit der Entwicklung der Eisenbahn die Reisemöglichkeiten erleichtert worden waren. Die Postkutsche, die uns heute zum Zauber der Romantik umgeben scheint, wurde von den Zeitgenossen als der „schrecklichste der Schrecken" hingestellt. Vor allem ging das Reisen mit ihr unerhört langsam. Brauchte doch die Thurn und Taxissche Post für den Weg von Frankfurt a. M. bis Stuttgart volle 46 Stunden, von denen 15 auf den Besuch der Wirtshäuser entfielen. Die Postillione, von denen Lenau ein romantisches Phantasiegemälde entwirft, wurden fast durchweg als außergewöhnlich trinkgeldhungrige, erheblich wein- und bierdurstige und höchst sackgrobe Gesellen geschildert. Aber auch die Eisenbahn, die einen so gewaltigen Fortschritt bringen sollte, begegnete zunächst den merkwürdigsten Vorurteilen. Angenehm war das Reisen in ihnen auch nicht.

Die Wagen der dritten Klasse auf der Strecke Berlin—Potsdam waren oben offen, gewährten also gegen die Unbill der Witterung keinerlei Schutz; die der zweiten Klasse besaßen keine Fenster, sodaß die Reisenden, um nicht zu sehr vom Rauch und Ruß der Lokomotive belästigt zu werden, Schutzbrillen aufsetzen mußten. Welche Bedeutung die Entwicklung des Reiseverkehrs auf der Eisenbahn für das Bäderleben erhalten hat, sei durch eine Zahl gekennzeichnet: Goethe registriert von Karlsbad im Jahre 1806 nur 650 Kurgäste, während 100 Jahre später, kurz vor dem Kriege, der böhmische Kurort mit annähernd, 65,000 Gästen die hundertfache Besucherzahl aufweist.

Eine Professur für die Flugkunst.

Ein Lehrstuhl für Flugkunst soll an der Londoner Technischen Hochschule errichtet werden. Die Summe von 500,000 M. ist zu diesem Zwecke von Sir Basil Zahnroff der Regierung zur Verfügung gestellt worden. Zahnroff hatte bereits früher Lehrstühle für Flugkunst an den Universitäten von Paris und Petersburg begründet.

— Unter Geschäftsreisenden. „Was halten Sie davon, kann man mit dem Stockerl Geschäfte machen? Man sagt, er drücke die Preise."

„Nicht im geringsten! Der Stockerl zahlt anstandslos, wie Sie verlangen. . . aber er zahlt nicht!"

— Vor dem Jugendgerichtshof. Richter (nachdem er dem jugendlichen Spitzbuben einen Verweis erteilt hat, väterlich: „Nun kannst Du gehen; ich hoffe, Dich an dieser Stelle nicht wiederzusehen!"

„Nee, 's nächste Mal komme ich ja schon vor's richtige Gericht!"

— Der Meilenfresser. „Sollte es doch ein Fortbestehen der Seele geben, so möchte ich nach meinem Tode in einem Auto-Gummireifen weiterleben."